

“Ein Mensch“

Hommage an

Eugen Roth

**Ein kleiner Strauß Erinnerungen an einen Poeten,
der uns mit seinen besinnlichen, humorvollen
und mildgrantelnden Versen noch immer vergnügt.**

Mit einem kleinen Schwenk zu Karl Valentin.

Autor: Norbert Breuer-Pyroth

Man schrieb das Jahr 1976.

Seufzend zog der liebe Gott die Mundwinkel nach unten.

„Aha ... ein Münchner ...“

Wäre das nicht schon genug gewesen, eilte jetzt auch noch Erzengel Gabriel - seit Urzeiten zuständig für Hellsichtigkeit und Geistesblitze - mit einer neuerlichen Hiobsbotschaft herbei: Der Bayerische Rundfunk werde fünfzig Jahre später, also 2026, melden, München sei von internationalen Geschäftsleuten zur „unfreundlichsten Stadt der Welt“ gewählt worden. *

„Auch das noch“, entfuhr es dem lieben Herrgott. Und er ließ sich mißbehaglich eine Handbreit tiefer in die Samtpolster seines Throns sinken. Bevor er sich wieder aufrichtete und sprach: „Na ja, bleiben wir nachsichtig mit ihnen. Sie gebärden sich zwar mürrisch, gar trutzig. Doch gerechterweise nicht nur gegen die Preußen - an manchen Tagen gar gegen sich selbst. Das sollten wir, lieber Gabriel, als mildernden Umstand werten. Vor allem bei Föhn.“

Steinalten Zeitzeugen fiel dazu womöglich eine winzige, doch bezeichnende Episode ein. Eine aus der dunkelbraunsten deutschen Ära. Es trafen sich seinerzeit nämlich – zufällig, um Himmels willen nicht geplant - zwei Altmünchener auf dem Viktualienmarkt. Sie hießen Eugen Roth (1895-1976) und Karl Valentin (1882-1948). Dort flanierten sie weniger wegen des knackig-scharfen „Radi“, der auch den für Wurzelgemüse überraschenden Namen „Münchner Bier“ trägt, sondern mehr wegen des Biergartens mit seinem kühlbeperlten köstlichem Gersensaft.

Diese zwei Bayern, das mag die Leserschaft schon ahnen, kamen lebenslang mit einem Mindestmaß an Lebenswürdigkeit gegenüber ihren Mitmenschen aus. Wäre das schon der

Ungemütlichkeit genug, waren beide Münchner Grantler sich zudem in herzlicher Abneigung verbunden. Wenn sie auch um gegenseitige künstlerische Anerkennung nicht herumkamen. Ihrer beider Bewunderer, ihre Leserschaft, zählte ohnedies alsbald in die Millionen.

In der Bayernmetropole kannte sie jedes „Münchner Kindl“. Allein schon der wenigen Haare wegen: der eine von ihnen, Karl Valentin, verbarg seine Kahlköpfigkeit unter einem kleinen schwarzen Hut, der so alt schien wie er selber. Der andere, Eugen Roth, kämmte die ihm verbliebenen, spärlichen Strähnen wehmütig nach vorne; eine Coiffure, die es ratsam erscheinen ließ, Windstöße tunlichst zu vermeiden. Zeitlebens bewahrheitete sich denn auch seine hoffungsvolle Erkenntnis „Natur vollbringt oft wunderbar, was eigentlich nicht möglich war“ diesenfalls leider nicht.

Selbiger Eugen Roth zeigte sich – nach seinem ersten und zugleich allerletzten Besuch in Valentins „Gruschkeller“ - entgeistert über „die Ungeheuerlichkeiten dieses verbohrteten Gehirns, dieses kranken Gemüts.“ Sie überträfen bei weitem, beklagte Roth, seine schlimmsten Befürchtungen.

Valentin, sein Widerpart, konterte einige Zeit später:

„Sie, weil Sie g'sagt ham, daß ihnen mein Gruschkeller net g'fällt – am selben Nachmittag noch war der Gauleiter Wagner da, was meinen S', wie der g'lacht hat! I hab ihm des erzählt, der Doktor Roth, hab i g'sagt, der hat sich aufg'regt, so was, hat g'sagt, braucht man jetzt net künstlich machen, wo's doch in Dachau und so an der Tagesordnung ist!“

In der unseligen nationalsozialistischen Epoche war solcherlei Rede angsteinflößend, ja bedrohlich zu verstehen.

Die Nazis waren Valentin wohlgesonnen und lachten fett über seine absurde Sprachakrobatik. Er über sie offenbar weniger. Hitler zu Valentin: „Ich habe oft genug über Ihre Aussprüche herzlich gelacht.“ Valentin: „Über Eahnane Reden hob i noch nia lacha kinna.“ (Hochdeutsch: „Über Ihre Reden habe ich noch nie lachen können.“)

Es ist anzunehmen, daß Karl Valentin, der sich gegenüber der Politik überhaupt verhalten, wenn nicht desinteressiert zeigte, seinen Landsmann Eugen Roth beängstigen wollte. Sein mitunter rabenschwarzer Humor entgleiste Karl allerdings zuweilen. Roth vergaß ihm den Vorfall nicht.

Valentin, zählte - eher *volens* *volens* – den Wahlmünchner Hitler zu seinen Fans, der andere, Eugen Roth, verlor hingegen seine Stellung wegen politischer „Unzuverlässigkeit“, die die SA ihm unterstellte. Sobald die nationalsozialistische „Kamarilla“ die Macht in den Händen hielt und gar nicht daran dachte, sie wieder zurückzugeben, wurde der Journalist Eugen Roth nämlich 1933 von den „Neueste Münchner Nachrichten“ Knall auf Fall entlassen, fristlos. Später versuchten sie ihn zu vereinnahmen, wobei ihnen aber wenig Erfolg beschieden war.

Selbige Zäsur in seiner Vita feierte Roth, der als schwerverletzter jugendlicher Kriegsfreiwilliger aus den apokalyptischen „Stahlgewittern“ des Ersten Weltkriegs heimkehrte, als „dritten Geburtstag“. Denn kurz darauf schneite ihm sein erster bedeutender schriftstellerischer Erfolg

herein. Worauf seine Erkenntnis fußen mag: „Ein Mensch schaut in die Zeit zurück und sieht: Sein Unglück war sein Glück“.

Roth berichtete von einer Verwegenheit, zu der er sich gegenüber Goebbels, dem Virtuosen der menschenverachtenden Rhetorik, spontan hinreißen ließ – seine kecke „Goschn“ reute, ja ängstigte ihn darob. Goebbels schluckte auf einer Ausstellung nach einigem Nachdenken Roths Dreistigkeit hinunter. Als dieser nämlich bemerkte, die hochgereckten Arme auf einem Bildnis von Nazi-Anhängern seien doch wohl etwas zu lang geraten, kommentierte Roth ebenso mehrdeutig wie sarkastisch: „... die werden sogar noch länger.“

Dem Geschehnis mag Roths Wahrspruch entsprungen sein: „Wer Wahrheit liebt, der urteilt scharf, vorausgesetzt, daß er das darf“.

Roth sinnierte auch: „In gefährlichen Augenblicken des Lebens kann sich eines Menschen oft eine verzweifelte, aber auch eine heitere Kühnheit bemächtigen und er spricht oder handelt dann, wie im gläsernen Traum, in einer weit über ihn hinauswachsenden Verwegenheit.“

Nach dem deutschen Debakel dichtete Roth: „Kein Mensch will es gewesen sein. Die Wahrheit ist in diesem Falle: Mehr oder minder warn wirs alle!“

Seine nachdenklichen, vor allem aber zeitlosen, zumeist amüsanten Sichtweisen beginnen stets mit „Ein Mensch“. Zum Beispiel diese: „Ein Mensch erblickt das Licht der Welt, doch oft hat sich herausgestellt, nach manchem trüb verbrachten Jahr, daß dies der einzige Lichtblick war“.

Dr. phil. Eugen Roth, noch zu Zeiten des Prinzregenten Luitpold aufgewachsen, war hochstudiert: Philosophie, Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik - darin Promotion 1922 - waren zweifellos ein wichtiger Baustein beim Fundamentieren seiner Lebensklugheit. Die immer wieder mit Genörgel ornamentiert oder milden oder pfeffrigen Seitenhieben den Zeitläufen gegenüber daherkam.

Auch als humoristischer Erzähler und Kinderbuchautor ließ Roth seine Begabung aufblitzen. Neben seiner anfänglichen Bestallung als Presseredakteur (1927-1933) widmete er sich tiefgründelnder Lyrik. Doch erst mit dem humoresken Premiere-Band „Ein Mensch“ (1935) änderte sich sein Leben, das er sich indes einen Hauch intellektueller gewünscht hätte. Er hatte die Rechnung jedoch ohne seine breitgefächerte Leserschaft aufgemacht. Seinerzeit hatte er schon 93 herzerleichternde Lebensweisheiten veröffentlicht. Und es sollten noch weit mehr werden. Sein Ruf ähnelte mehr und mehr jenem von Wilhelm Busch, auch wenn er kaum zeichnete. (*Kuriosa am Rande: Der Illustrator etlicher Werke Roths war Buschs Namensvetter Wilhelm M. Busch (1908-1987). Und Eugen Roth (1925-2011) hieß ein zeitgenössischer Maler und Bildhauer.*)

Wie bei dem Vater von Max und Moritz war Roths humorige Krittelei sanft, menschlich und nachsichtig. Der Erfolg seiner Beobachtung menschlicher Schwächen war durchschlagend - und blieb ihm lebenslang treu. Bis heute. Auch wenn sein Schöpfer längst hin verschieden ist. Vor fünfzig Jahren. Er hinterließ seine Frau Klothilde (1925-2022, Buchbindermeisterin von Beruf), seine Söhne Thomas und Stefan.

Es würde nicht überraschen, wenn sein angeborenes humanes Hineinversetzen in ein zerbrechliches Menschengeschöpf eine entmenslichte, artifizielle Intelligenz überdauerte. Er würde sich ohnehin einen automatisierten, diktatorischen Assistenten knurrig verbeten haben, ein nobles Lexikon auf klassischem Papier hingegen nie.

Im Mittelpunkt seiner fein-schalkhaften Aphorismen standen vor allen Dingen zwei Lebenskreise: Die Erhaltung sensibler Gesundheit mitsamt den unvermeidlichen Arztbesuchen.

Roth spottete: „Was bringt den Doktor um sein täglich' Brot? A die Gesundheit, B der Tod“.

Oder: „Ja, der Chirurg, der hat es fein: Er macht dich auf und schaut hinein. Er macht dich nachher wieder zu - Auf jeden Fall hast du jetzt Ruh. Wenn mit Erfolg für längere Zeit, wenn ohne - für die Ewigkeit.“

Und dann das Reisen in ferne Gefilde. Die er mit Ratschlägen versah, welche manchem geholfen haben mögen, sich vor Abflug den Ankauf von Fremdwährungen und nach Rückkehr ungebetene, aber anhängliche Urlaubsmitsbringsel wie Ungeziefer zu ersparen. Seine treue Leserschaft wollte er scheint's vor der Erkenntnis bewahren, daß das Kompositum „Fernweh“ allzuoft auf dem Grundwort betont werden muß.

Wankelmütige

„Die besten Reisen, das steht fest,
Sind die oft, die man unterläßt! -
Nur, daß man *rasch* entscheiden muß,
Damit man nicht lang leiden muß,
An Reisefieber, Tag und Nacht,
Um Reisen, die man gar nicht macht.“

Ab und an widmete sich der Literat der Damenwelt. Jedenfalls schriftlich. Er nahm davon aber alsbald wieder Abstand und kreierte einen Homunkulus namens „Mensch“.

Das war unverdächtig und weitblickend. So entkam er manchen Gefahren in Form von Blaustrümpfen, Suffragetten und Emanzen, die ihm damals und heute aufgelauert haben würden. Vielleicht ist es ja ein Zukunftsmodell, sich – so interpretieren wir Sie, lieber Herr Doktor Roth - der Harmonie zwischen Männern und Frauen zu widmen, statt kratzbürstig und verbissen mit deren Unterschieden hausieren zu gehen. Es könnte der Gesundheit zuträglicher sein.

Vor dem Untergang im Arbeitssumpf warnte Roth rastlose Manager:

Memento mori

Ein Mensch, von Arbeit überhäuft,
indes die Zeit von dannen läuft,
hat zu erledigen eine Menge,
und kommt, so sagt man, ins Gedränge.
Inmitten all der Zappelnot
trifft ihn der Schlag, und er ist tot.
Was grad so wichtig noch erschienen,
fällt hin: Was bleibt von den Terminen?

Nur dieser einzige zuletzt:
Am Mittwoch wird er beigelegt –
und schau, den hält er pünktlich ein,
denn er hat Zeit jetzt, es zu sein.

Roth süffisant: „Und mehr als einem tat's schon leid, daß er nicht ging – zur rechten Zeit“. Bei einem Zeitgenossen fiel ihm auf: „Er hielt es mit der bedächtigeren Weisheit, daß ein Mann mit vierzig Jahren wissen müsse, wo er sterben wolle.“ Zumindest soll er sich den Platz aussuchen.

Für unseren Poeten war es der Nymphenburger Friedhof, zentrumsnah in München. Sein Name steht nur als Kürzel „E R“ auf seinem sparsam güldenumrahmten Grabschild.

Nein, Eugen Roth war kein Mensch des hohen dichterischen Wellengangs. Elegien a la Hölderlin waren nun wirklich nicht sein Metier. Es gelang ihm indes meisterhaft, menschliche Fragilitäten zu erkennen und in Reimform aufzuspießen, versehen mit überraschenden Pointen. Da ist nichts Aufgesetztes, professoral Belehrendes, keine Gängelung. Nichts Boshafes oder Perfides. Er holte das Volk friedlich von zu Hause ab. Milde den Zeigefinger erhebend, nicht selten gegen sich selber. Seine Gedichte spendeten Trost, einfühlsam in der Verlorenheit. Doktor Roth half und erhielt zuhauf Dankesbriefe.

Er selbst ließ – was Wunder bei seiner frühen, nachhallenden Kriegsverwundung – ungewollt Tristesse durch seine abgeschirmte Miene blinzeln. Über die zu selten ein Lächeln huschte. Einmal schrieb er nieder: „Meiner Lebtag hat es mir an Kraft gefehlt, mich gründlich zu freuen“. Eine Million Leser seiner „Ein Mensch-Gedichte“ fühlten sich nichtsdestoweniger wohl bei ihm, bis in den Schlaf gut aufgehoben. Zumal: In gediegenen Hotels wartet auf den müden Reisenden des Abends nicht nur eine freundliche Schlafstatt mit duftigen Laken. Sondern auch ein schokoladenes Betthupferl nebst einem Kärtlein mit Roth'scher Traumvorlage:

Beim Einschlafen

Ein Mensch möchte sich im Bette strecken,
Doch hindern die zu kurzen Decken.
Es friert zuerst ihn an den Füßen,
Abhilfe muß die Schulter büßen.
Er rollt nach rechts und meint, nun gings,
Doch kommt die Kälte prompt von links.
Er rollt nach links herum, jedoch
Entsteht dadurch von rechts ein Loch.
Indem der Mensch nun dies bedenkt,
Hat Schlaf sich mild auf ihn gesenkt
Und schlummernd ist es ihm geglückt:
Er hat sich warm zurechtgerückt.

Im Verein mit Doktor Eugen Roth wünscht Ihnen die Redaktion wohlige, erlesene Träume.

* (www.internations.org)

- *Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren ohne schriftliche Genehmigung des Autors oder der von ihm zitierten Rechteinhaber reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*
- *All rights reserved. This material may not be published, broadcasted, rewritten or redistributed.*
- *Tous droits réservés, textes et illustrations.*